

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 9

Artikel: Könnten wir auch anders sein? : Über Liebe, Zeitgeist und Schweizercharakter
Autor: Gantenbein, Margrit / Roth, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

such weilt, redete ich ihn mit seinem eigenen Namen Ernst an. Und auf gut schweizerdeutsch erzählte er mir seine «Abenteuer» vor der Ehe:

«Meine Absicht, Indra zu heiraten, wäre fast gescheitert am Interesse ihrer Familie für unsere Beziehung. Ich fand, sie mischten sich in Dinge ein, die sie nichts angingen. Sie aber behaupteten, in jeder indischen Familie – auch bei den Ärmeren – sei es Sitte, daß der Mann etwas von der Liebe verstehe – von der indischen natürlich! Und es sei Sache der Familie der Braut, dafür zu sorgen, daß sie glücklich werde in der Ehe.»

Indra und Ernst waren zehn Jahre verheiratet, als ich sie kennenlernte. Es waren drei entzückende Kinder da.

«Stell dir vor», sagte Ernst, «meine Frau erzieht unsere zwei Söhne und unser Töchterchen schon jetzt zur Liebe, jetzt, da sie sechs, acht und neun Jahre alt sind! Zuerst fand ich das absurd. Doch heute bin ich davon überzeugt, auch wir sollten die Erziehung zur Liebe bei unseren Kindern nicht vernachlässigen. Wir tun das aus unserer falschen Einstellung zur Religion. Wir glauben, das Christentum verlange von den Gläubigen Puritanismus. Woher dieser Glaube kommt, weiß ich nicht. In Indien aber geht es nicht gegen das religiöse Empfinden, die Erotik ernst zu nehmen. Ja, Erotik ist genau so eine Gabe der Götter, hat genau so viel mit Religion zu tun wie andere Dinge des Lebens. Und so wird es denn für jeden Mann und für jede Frau eine Selbstverständlichkeit, die Liebe als ein kostbares Geschenk zu betrachten.

Ich kenne hier in Indien ein paar Schweizer, die kamen als arme Waisenknaben der Liebe hierher. ‚Ausländer, besonders Europäer, machen unsere Kinder nicht glücklich in der Ehe‘, war die Antwort, wenn sie um die Hand junger Inderinnen anhielten. Mann nahm sich eben nicht die Mühe, sie in die Kunst der glücklichen Ehe einzuführen. Und doch kann man diese Kunst lernen – ich weiß es ja von mir. In Indien vielleicht besser als sonst irgendwo – denke ich. Denn hier besteht eine uralte Tradition.»

Indra, die Ehefrau, sprach zu mir nie über ihre Ehe. Nur einmal, um mir ein Kompliment über die Schweizer zu machen: «Ich liebe ihn wie am ersten Tag.»

Eigentlich hätte sie es mir gar nicht sagen müssen. Man sah es ihr an. Frauen, die lieben, haben ihre besondere Schönheit.

Könnten wir auch anders sein?

Über Liebe, Zeitgeist und Schweizercharakter

Die Autorin der vorstehenden Geschichten bat mich um ein Gespräch, weil sie ein Essay geschrieben hatte, das mich faszinierte. Bei dieser Gelegenheit fragte ich Margit Gantenbein, ob sie nicht etwas über richtige und falsche ausländische Vorstellungen von unseren typischen Schweizereigenschaften schreiben könnte. Ich hätte es nicht besser treffen können.

Etwas ähnliches trage sie schon lange mit sich herum, antwortete sie. Und gerade jetzt beginne es, Gestalt anzunehmen. Es werde allerdings keine erklärende Abhandlung daraus werden, sondern eine Reihe von Geschichten: Spiegelungen in Erzählungen von Beteiligten. Inwieweit die Vorstellungen, die darin über uns zum Ausdruck kommen, richtig seien, darüber möge dann der Leser entscheiden.

Als Margit Gantenbein mir eine erste Reihe solcher Spiegelungen übergeben und ich sie gelesen hatte, konnte ich dennoch die Frage nicht unterdrücken, was sie selber dazu sage: «Sind wir nun so?»

«So und anders...»

«In einem allgemeinen Sinn trifft das natürlich auf alles zu. Niemand ist in der Lage, alle Aspekte dessen, was er beschreibt – seien es Probleme, Menschen oder Sachen –, zu sehen, geschweige denn zu beschreiben. Einfach darum, weil niemand Gott ist. Aber Sie wollen mit diesem 'so und anders' wohl noch etwas anderes sagen?»

«Ja, damit es wirklich Spiegelungen wären, müßte



Illustration
von H. Steiner

Gespräche zwischen Margit Gantenbein und Daniel Roth

ich ein paar hundert Erlebnisse schildern. Deshalb nenne ich die zwei Dutzend Geschichten, die ich niedergeschrieben habe, bei mir 'Teil-Spiegelungen' ...»

«Dieser Ausdruck klingt aber doch etwas zu bescheiden. Sie haben ihn auch schon in einer Ihrer Geschichten für die zwei Suzuki-Spiegelungen gebraucht. Dort haben Sie vielleicht besonders extreme Seiten des schweizerischen und vor allem des japanischen Charakters herausgearbeitet. Bis zu einem gewissen Grad mußten Sie natürlich bei den meisten Geschichten etwas pointieren, damit die Gegensätze sichtbar werden. Ich glaube aber, daß das Ganze ein ziemlich gutes Bild zumindest jener Besonderheiten des schweizerischen Charakters gibt, die dem Ausländer auffallen, und zwar jenem, der sich etwas näher mit uns befaßt ...»

Aus diesen Spiegelungen mußten wir dann für die Publikation eine erste Reihe auswählen. Ich schlug sieben Geschichten vor, die sich auf die Liebe konzentrieren.

«Paßt es denn zum Schweizer Spiegel, daß er dieses Thema so in den Mittelpunkt stellt? Und dazu heute, wo das die große Mode ist?» fragte die Autorin.

«So, wie Sie es behandeln: ja. Ist es nicht eines der zentralsten Themen überhaupt?

Und was die Moden betrifft, so weisen sie in der Regel auch auf etwas hin, das im Umbruch ist. Und

da haben wir stets versucht, solche Erscheinungen auf unsere Art zu deuten. Zurzeit findet ja in der westlichen Welt so etwas wie eine erotische Revolution statt. Besonders auffallend ist das in den USA und anderen Nationen, die – wie unser Land – vom Puritanismus geprägt sind und daher diesem Thema bisher viele Tabus entgegenstellten ...»

«Glauben Sie nicht, daß es sich um eine vorübergehende Auflehnung handelt?»

«In dieser Form wahrscheinlich schon. Aber sicher scheint mir, daß daraus ein neues Verhältnis zur Liebe hervorgehen wird, auch bei uns. In einigen Punkten wird es für uns besser, in anderen weniger gut sein. Was überwiegen wird, können wir nicht wissen. Aber jedenfalls sollte man in einem solchen Umbruch das Feld nicht einfach der bloßen Sensation überlassen. Es kann nur gut sein, wenn man sich ein wenig auf die beste neue Richtung besinnt ...»

Hier nahm Margit Gantenbein den früheren Faden wieder auf. «Aber zu diesem Zweck», meinte sie, «hätte ich vielleicht eine andere, für uns Schweizer günstigere Auswahl treffen können ...»

«Sicher, und in einzelnen Ihrer anderen Geschichten, wo die Liebe im Hintergrund eine ebenso große Rolle spielt, kommen wir ja auch viel besser weg. Aber unsere Vorzüge in Liebe und Ehe werden doch auch in den sieben Spiegelungen sichtbar, die wir

hier ausgelesen haben – nicht nur im «Ritter aus der Ostschweiz», wo das idealistische Extrem, das man uns wohl mit Recht besonders zutraut, treffend herausgearbeitet ist.

Daß wir zumindest als Partner ebenfalls unsere großen Vorzüge haben müssen, zeigt die große Zahl von national gemischten Ehen, die bei uns bestehen. Es gibt ja wohl kein anderes Volk, das einen so hohen Prozentsatz von Angehörigen aufweist, die sich zuhause oder in der Fremde mit Ausländerinnen oder Ausländern vermählen. Dabei sind es heute meistens nicht einmal Gleichsprachige, mit denen die Ehe eingegangen wird. Sicher spielt da das begehrte Schweizerbürgerrecht eine Rolle. Aber wenn nicht unsere Mängel im Verständnis des anderen Geschlechtes durch weitere Vorzüge kompensiert würden, entschlössen sich sicher nicht so viele Ausländerinnen, den Sprung mit einem Schweizer zu wagen. Vor allem würden nicht die meisten eine solche Ehe ihr Leben lang durchhalten.

Und was das Ästhetische betrifft, etwa den Chic und die diskrete Eleganz oder die viel gelobten schönen Beine unserer Damenwelt, erhalten wir heute sogar viele Komplimente. Jene sind in der Minderheit, welche uns als eines der häßlichsten Völker Europas bezeichnen.

Doch soweit es sich nicht um bloße Abenteuer oder eben um gewisse Charaktervorzüge handelt, kommen wir in Liebesdingen im Welturteil nicht besonders gut weg – und zwar, mit Abstufungen, die Angehörigen aller unserer Landesteile, besonders die Männer.

Das gilt freilich auch für andere Nationen. Denn erstens kommt in der Liebe jedermann immer mehr oder weniger zu kurz: ganz einfach, weil gleichsam zu wenig Liebe auf der Welt ist. Zweitens zählen hier die kleinsten Gewohnheiten: so wird denn alles doppelt schwierig zwischen Angehörigen verschiedener Nationen, und daher ist der ‚Spiegel der andern‘ besonders kritisch. Und auch wenn die Urteile uns gegenüber noch ungünstiger sind als im Verhältnis anderer Nationen zueinander, wäre das vorerst einfach ein Hinweis, daß wir sogar mehr als die meisten anderen eine Nation sind. Das besonders Ausgeprägte wird als besonders fremd empfunden, aber...

«Aber es bleibt ein Rest, wollten Sie sagen?»

«Ja. Man könnte zwar als Gegenzeugen den Fach-

mann Stendhal anführen, der in ‚De l’amour‘ zugleich bewundernd, verwundert und mit einem leicht unheimlichen Gefühl von entwaffnend naiver Natürlichkeit in Liebesdingen im Berner Oberland erzählt. Man könnte also sagen, in den Augen derer, die zum Kern vordringen, fehle uns nichts, wir seien bloß wunderlich.

Das Erlebnis, von dem Stendhal ausgeht, daß rechtschaffene Eltern ihrer Tochter – im Vertrauen auf deren Charakter – im eigenen Haus mindestens äußerlich volle Freiheit gewährten, wie weit sie sich mit dem Gast einlassen wollte, hängt offenbar mit der schönen Sitte des Kiltgangs zusammen. Diese vermittelte den jungen Leuten jene Beziehung zur Liebe, die Indra’s Gatte fehlte. Und die Erotik – weniger in dem Sinn, wie sie heute oft verstanden wird, eher im Sinn herzlicher Zärtlichkeit und innigen Verstehens – erhielt damit in den Augen der Gemeinschaft und der jungen Leute jene Bedeutung, die ihr fürs Leben zukommt.

Doch der Kiltgang in seiner ursprünglichen, übrigens streng geregelten Form ist in der verstädterten modernen Schweiz – weil nur in der kleinen ländlichen Gemeinschaft möglich – weitgehend verschwunden. Manches von jenem Vertrauen in das natürliche Gefühl hat sich vielleicht in anderer Weise erhalten. Aber neue Formen, in denen sich ein gelöstes Verhältnis zur Liebe in einem sittlichen Rahmen heranzubilden könnte, gibt es doch zu wenig.

Daß da etwas fehlt, empfinden jedenfalls nicht nur Ausländer, sondern ebenso wir selber. Die Tatsache, daß so viele Ehen mit Fremden eingegangen werden, ist ja auch ein Hinweis, daß viele von uns, vor allem die Männer, bei den Angehörigen der eigenen Nation etwas vermissen.»

«Sie finden also: Wir sind zu einem guten Teil, so?»

«Ja, mir scheint auch das Ungünstige in Ihren Geschichten typisch für vieles, das in der Schweiz wohl besonders häufig ist.

Die Frau des Chinesen konnte freilich kaum anders handeln: hier trat die allzu fremde Sitte dazwischen. Die Geschichte der kaltgestellten Italienerin ist wohl etwas kraß, aber sie weist doch auf etwas in der Schweiz besonders Verbreitetes hin: einen falschen Ehrlichkeitsfimmel, hinter dem sich leicht nackter Egoismus und Rücksichtslosigkeit verbergen. Die andern Beispiele kommen mir in vielem sehr vertraut vor...»

Schließlich meinte ich: «Die Frage, die mich noch bewegt, ist: Müssen wir so sein? So formuliert ist es zwar eine dumme Frage. Was ist, muß ja so sein – sonst wäre es nicht ...»

«Und dennoch – sagten Sie – bewegt Sie diese Frage ...»

«Ja, man meint damit ja etwas anderes, und zwar zweierlei. Erstens: Müssen wir so bleiben? Oder: Könnten wir auch anders werden? Und zweitens vielleicht noch: Würden wir anderes Wertvolles – zum Beispiel das, was wir von unserem Schweizertum nicht aufgeben wollen, verlieren, wenn wir in dem einen Punkt etwas anderes würden?»

Diese zweite Frage habe ich aber eigentlich schon selber beantwortet. Stendhals Berner Oberländer hatten sicher alle Eigenschaften, die wir als Schweizer bewahren wollen, und doch waren sie in unserem Sinn ein wenig ‚anders‘. Was einmal war, könnte in neuer Form auch wieder werden ...»

«Gut, es könnte werden. Aber kann es auch?»

«Ich glaube, das haben nun Sie schon beantwortet. Der Japan-Schweizer, seine Frau, der Mann der Ungarin und Indra's Gatte – an ihnen fällt mir auf, wie gelehrig und verständig sie alle waren, mindestens zu guter Letzt – und das scheint mir doch auch wieder ein schweizerischer Vorzug zu sein, der eigentlich erwarten ließe, daß sich vieles ändern könnte, wenn wir dies nur stark genug anstreben ...»

«Ja, gelehrig sind wir», fiel hier Margit Gantenbein ein. «Stellen Sie sich vor, was mir vor ein paar Jahren passiert ist:

Eine gut gekleidete, etwa fünfzigjährige fremde Frau schüttete einer andern fremden Frau – mir – auf einer Parkbank ihr Herz aus. Zuerst sagte sie nur: ‚Wie schön fließt doch die Limmat – dunkelgrüner, schwimmender Samt...‘ Dann: ‚Es müßte wohl tun, hineinzusinken – und alles zu vergessen...‘ Dabei war die Luft so warm – ging von den plätschernden Enten so viel Lebensfreude aus – machte mich die Schönheit vor unseren Augen so froh ... Ich sagte es ihr ...

Schließlich kam es aus ihr heraus: ‚Mein Mann! ... Er lebt neben mir her und sieht nichts. Er ist gut, brav, zuverlässig, besorgt um die Familie. Aber er weiß nicht, wer ich bin, hat keine Ahnung, was in unseren Töchtern vorgeht ... Im Geschäft ist er hoch angesehen. Sogar die Fräulein dort mögen

ihn gut, obwohl – zuhause spricht er nicht nett von ihnen. Er versteht sie nicht. Man hat das Gefühl, er sei im tiefsten Innern Frauenfeind, finde uns irgendwie minderwertig. Früher fand ich mich damit ab – es sind bei uns ja viele Männer so. Dieses Nichtwissen um uns Frauen hält sie ja auch ab, uns das Stimmrecht zu geben...‘

‚Jaja, schon‘, meinte ich. ‚Wissen aber nicht auch viele Frauen rein nichts von den Männern und erwarten nur Verständnis, ohne Verständnis zu geben?‘

‚Mit fünfzig haben es die Frauen oft schwer. Meine fünf Töchter sind zwischen fünfzehn und einundzwanzig – da haben es auch Mädchen oft schwer ... Mein Mann versteht kein Frauenproblem, weder ein junges noch ein altes...‘

Nun, ich konnte die Frau mit einer Freundin von mir bekannt machen, die lang Eheberaterin gewesen war. Als ich diese später einmal fragte, wie es jetzt jener Frau gehe, sagte sie: ‚Gut! Denke dir, mit fünfzig begann sie ein neues Leben. Und er auch, mit fünf und fünfzig!‘

Ist das nicht schön?»

«Ja, und wenn das möglich ist ...»

«Dann sollte sich auch einiges allgemein ändern können. Das meinen Sie doch?»

Die Freundin fügte damals hinzu: ‚Manche Männer und Frauen sind rührend unwissend dem andern Geschlecht gegenüber – oder empörend, für die Betroffenen. Aber sie sind nicht schuld. Verständnis, tiefes Verständnis für das andere Geschlecht sollte an unseren Schulen ein obligatorisches Fach sein. Psychologie und Biologie müßten in einer Weise gelehrt werden, die Menschen auch reif macht für die Ehe...‘

Das sind genau ihre Worte, an die ich oft zurückdenken mußte.»

«Ja, daß Ihre Freundin dieser Frau noch helfen konnte, ist eindrucklich. Aber zu ihrem pädagogischen Vorschlag möchte ich doch ein Fragezeichen setzen. Kann die Schule diese Aufgabe bewältigen? Sicher, es gibt Lehrerinnen und Lehrer, die fähig sind, zu einem solchen Verständnis beizutragen. Freilich können sie das heute schon tun. Immerhin kann es vielleicht gut sein, wenn man ihnen dazu etwas mehr Spielraum gibt. Aber Lehrkräfte, die zu solchem Unterricht nicht berufen sind, können mehr schaden als nützen: man sollte sie also nicht dazu zwingen.

Die Schule neigt auch sonst naturgemäß zum Moralisieren und zur Versachlichung. Zwei bis drei Dutzend Schülerinnen sind hinsichtlich Charakter, Reife, Herkunft und Grad der Aufgeklärtheit unter sich so verschieden, daß jeder Schulunterricht über das Verhältnis zwischen den Geschlechtern erst recht diesen beiden Gefahren kaum aus dem Weg gehen kann: Die Unterrichtenden fliehen in den Moralismus, damit keiner ihre Worte als Freibrief für Zuchtlosigkeit mißverstehe, oder aber in eine bagatellisierende Versachlichung, damit sie die eigentlichen Probleme gar nicht aufwerfen müssen.»

Nun sei ja, so meinte ich, der Moralismus eines der eigentlichen Übel unserer Zeit, und darin seien wir Schweizer überaus zeitgemäß...

«Das scheint mir richtig. Aber sehen es nicht die meisten Leute umgekehrt?» erwiderte Margit Gantenbein.

«Sicher. Aber eigentlich ist es doch offensichtlich. Der Moralismus ist eine Entartungserscheinung, die sich einstellt, wenn die bisherigen gesunden Sitten verloren gehen und noch keine neuen da sind. Dann werden die Moralbegriffe schwankend, und als Reaktion wird alles von irgendwoher unter moralischen Gesichtspunkten betrachtet. Am extremsten kommt das im Kommunismus zum Ausdruck, indem er jedem vorschreibt, was er von morgens bis abends zu tun, ja sogar zu denken hat. Aber in weniger sichtbarer Form gibt es auch im freien Westen ähnliches. Der echte Outsider, das Original wirkt in unserer Welt der Computer deplaziert. Sogar Gott scheint vielen Zeitgenossen zu fehlerhaft, als daß sie ihn akzeptieren könnten! Nehmen Sie zum Beispiel den Dichter Dürrenmatt...»

«Ja, er ist ein großer Moralist...»

«...obwohl gerade von ihm viele das Gegenteil denken. Aber gibt es etwas Moralistischeres, als zu erklären, man könne das Vaterland nicht so lieben, wie es ist, weil es zu unvollkommen sei?

Der Moralismus ist der Tod der Liebe, auch derjenige zwischen den Geschlechtern. Denn Liebe entzieht sich der Regel. Aufgabe der Schule aber ist es – und damit kehre ich zu unserer Frage zurück –, Regeln zu vermitteln.

Nun ist es allerdings – selbst in der Schule – modern, jenen Moralismus, der das Geschlechtliche als Sünde hinstellt, zu verurteilen. Aber es ist gerade nicht dieser Moralismus, den ich als die eigentliche

Gefahr bezeichnen möchte, sondern jener, der Moral mit Liebe verwechselt. Dieser Moralismus liegt der Meinung zugrunde, mit gegenseitigem Wohlverhalten, mit der Erfüllung aller Pflichten gelange man zu echter Gemeinschaft. Eine Art Moralismus liegt sogar am Ursprung der Tragödie Ihrer verstoßenen Italienerin: wir neigen dazu, das Ideal, wonach Liebe und Ehe völlig übereinstimmen sollen, zu verabsolutieren. Dann tritt unfehlbar auch die Kehrseite zutage: daß viele meinen, wenn eine andere Liebe, oder was sie dafür halten, dazwischentrete, sei die Ehe ohnehin nichts mehr wert. Ja, manche halten es dann für «unehrlich», zur Gattin oder zum Gatten weiter oder sogar erst recht lieb zu sein. In manchen Ländern führt der Moralismus dazu, daß überaus ungefreute Verhältnisse entstehen, indem der Staat die Ehe als Institution zu sehr schützt; bei uns verhindert er oft die Einzelnen, die Möglichkeiten auszuschöpfen, die im Unvollkommenen liegen.»

Das alles wäre aber, fuhr ich fort, nicht einmal der Hauptnachteil der heute so häufig geforderten Aufklärung durch die Schule.

«Die Worte meiner Freundin meinen aber nicht das, was man landläufig unter Aufklärung versteht...»

«Aber darauf ließe es in der Praxis eben doch hinaus. Und die größte Gefahr scheint mir da zu sein, daß dabei so getan wird, als ob es in der Liebe nichts Geheimnisvolleres gebe. Als ob es sich mit anderen Worten um nichts anderes als um körperliche und allenfalls noch ethische Vorgänge handle, als ob man das verstehen könne wie Mathematik, Chemie, deutsche Sprache, Wirtschaftskunde oder auch die gesellschaftliche Notwendigkeit gegenseitiger Rücksichtnahme. Die erotische Erziehung, die Indra und ihrem Gatten zuteil wurde, wahrt dagegen sicher den Sinn für das Geheimnis, das in der Liebe liegt. Wird dieser Sinn geschwächt, so geht erst das Wesentliche verloren, auf dem man aufbauen muß, um sich in der Liebe besser zu verstehen.

Das ist auch der Grund, weshalb ich jenen Moralismus für den ungefährlichsten halte, der in der Liebe das Sündhafte betont, mindestens soweit er nicht allzu extrem auftritt und soweit der Sinn dafür erhalten geblieben ist, daß der Mensch notwendigerweise ein Sünder ist. Durch den Hauch des Verbotenen oder seelisch Gefährlichen wird der Sinn für das Geheimnisvolle in der Liebe verstärkt. Und da-

her kommt wohl die oft festgestellte Tatsache, daß junge Menschen, die aus Klosterschulen oder strenggläubigen Instituten kommen, in der Liebe oft besonders glücklich werden . . . »

«Dazu ließe sich allerdings manches sagen . . . »

«Sicher. Aber vielleicht einigen wir uns darauf, daß die Aufgabe, zur Liebe zu erziehen, nur zu einem kleinen Teil von der Schule wahrgenommen werden kann . . . Schließlich können ja Lehrerinnen und Lehrer zum Beispiel Zärtlichkeit nicht vor demonstrieren . . . »

«Also sehen Sie es», bemerkte Margit Gantenbein, «eher wie der ‚Briefkastenonkel‘, der die Ehe der Ungarin retten half.

„Es liegt an unseren Müttern“, sagte er. „Die meisten würden ihr Leben hingeben für ihre Kinder. Aber ich kenne sogar unter den jungen Müttern solche, die haben ihre Kinder noch nie geliebt. Zwar verlieren manche heute ihre Hemmungen, werden wärmer, zärtlicher als ihre Mütter. Aber zu viele haben selber keine Zärtlichkeit erhalten als Kinder. Wie sollen sie wissen, was Zärtlichkeit ist? Das kann sich nur allmählich ändern.

Der Mann, der eine zärtliche Mutter hatte, wird auf Zärtlichkeiten der Frau immer in seiner männlichen, etwas zurückhaltenden Art reagieren. Mehr will die Frau gar nicht. Wenn sie sich in ihrer Zärtlichkeit ungehemmt verströmen kann und er sie versteht, mit seinen Zärtlichkeiten antwortet, ist sie zufrieden. Dann kann sie alles auf sich nehmen . . . Krankheit, Not und Tod überwindet eine Frau, die Zärtlichkeit nicht missen muß. Sonst – verwelkt sie, selbst wenn sie alles hat . . .

Aber Zärtlichkeit will gelernt sein. Es liegt an den Schweizerfrauen, ihre Kinder so zärtlich zu erziehen, daß die Mädchen stets wagen, ihre zarten Seiten zu zeigen, und die jungen Männer wissen: Frauen brauchen Zärtlichkeit mehr als alles andere.’

Mir scheint, er hat recht. Aber dann bleibt die Frage, wer erzieht die Mütter zur Zärtlichkeit . . . »

«Und die Väter dazu, ihre Töchter so zu behandeln, daß sie einmal so lieblich werden, wie sich ein Mann seine Frau wünscht . . . »

Scheinbar ist die Sache unlösbar – ein eigentlicher ‚circulus vitiosus‘. Und doch gibt es, glaube ich, eine Lösung:

Es ist eine Frage der allgemeinen Einstellung, der

Atmosphäre, des seelischen Klimas. Dieses kann sich ändern, zum Beispiel, indem die öffentliche Meinung das Gebiet der Liebe ebenso wichtig nimmt wie das Geschäftsleben und die Politik.

Es ist da übrigens, wie gesagt, heute vieles in Bewegung. Das erleichtert auch eine Klima-Änderung im guten Sinn.

In einer anderen Atmosphäre verändern sich auch die Träume, die Visionen – wie sie kürzlich Adolf Guggenbühl junior in unserer Zeitschrift nannte –, die Bilder, in denen die Eltern die Zukunft ihrer Kinder und diese selber ihr künftiges Leben sehen. Sie können wieder etwas mehr das echte Liebesglück zum Inhalt haben.

Und in einem solchen Klima werden gewiß auch ganz neue Gepflogenheiten und damit wieder festere Formen entstehen, welche – wie einst der Kiltgang – als Stütze eines besseren Verständnisses der Geschlechter oder – wie der ebenfalls außer Brauch gekommene Institutsaufenthalt der jungen Töchter im Welschland – für die Entfaltung des weiblichen Charmes von so wichtiger Bedeutung sind. Jugendfeste, Verlobungsfeier, Hochzeitsfest und Hochzeitsreise werden – vielleicht in neuer Form – wieder wichtiger genommen werden . . .

«Zu dieser Klima-Veränderung bedarf es also nach Ihrer Ansicht eines Wandels der allgemeinen Meinung», stellte Margit Gantenbein fest, «wie aber kann es dazu kommen?»

«Gleichsam durch neue Urvisionen möchte ich sagen . . . »

«Neue Urvisionen? ‚Neu‘ und ‚ur‘ – ist das kein Widerspruch in sich selber?» warf Margit Gantenbein ein.

«Ich glaube nicht. Es sind dies Visionen, die den Anfang einer neuen Entwicklung setzen, die aus dem Urquell der ewigen Wahrheit neue Formen schöpfen . . . »

«Ist das nicht eine etwas hochgestochene Formulierung?»

«Sie haben recht. Man kann es auch einfacher sagen. Eine solche Vision wäre zum Beispiel eine einfache, gute Liebesgeschichte. Darin kann auch mehr Aussage über dieses unerschöpfliche Thema sein als in noch so langen Überlegungen . . . »

«Die Schöpfer der neuen Urvisionen wären also . . . »

«... in erster Linie – die Dichterinnen und Dichter.»